

# Dimore Veneziane

Ein Sehnsuchtsbuch über einen Sehnsuchtsort: „Die Kunst, Venedig zu leben“.

Von Michael Ernst

Der Fotograf Werner Pawlok begreift Venedig als „magisches Sehnsuchtsziel für Reisende aus aller Welt.“ Und sieht auch die Kehrseite: „Ihre Anziehungskraft kann zum Erstickungstod führen“, also müssen die Venezianer ihre Stadt verteidigen. Der „seltsame Reiz des Vergänglichen“ ist hier nicht nur Lust, sondern fassbares Risiko. Also real.

Wer sich je durch die wabernden Massen mühte, die La Serenissima fotografierend und schwatzend und oft auch essend durchströmen, wird es sich gewünscht haben, ein „Venedig ohne Menschen“, von dem der Initiator und Herausgeber dieses großartigen Bildbandes schreibt. Bis auf den Lockdown-Lenz zu Beginn 2020, als ganz Italien zur „Roten Zone“ erklärt worden ist und nur mehr Geschäftsreisende ins Land kommen durften, hat es das nie gegeben.

Pawlok hat Einheimische besucht, sie beinahe wie Hinterbliebene erlebt und faszinierende Porträts erstellt. Unterschiedlichste Frauen und Männer kommen zu Wort, darunter Architekten, Künstler, Historiker, Fremdenführer und Maskenbauer. Die Umweltwissenschaftlerin Jane da Mosto spricht sich für eine Wiederbelebung Venedigs aus, „Venedig den Venezianern, Venedig für die Welt“ gilt ihr als ein Mantra. Menschen in Venedig leben stets eine Art Doppelleben, es ist ein Stück Vergangenheit, das sie in den Alltag von heute mitnehmen müssen – und umgekehrt. Theaterstadt war sie, theatrales Anwesen ist sie geblieben. Venezianer sind Einheimische und Darsteller zugleich. Die Touristenscharen sind meist nur unschöne Staffage, sie finanzieren und ruinieren das einzigartige Anwesen.

In Venedig ziemlich verbreitet ist ja das Fremdschämen. Gäste der Stadt, wohl wissend, dass sie selbst Teil des Problems sind, schämen sich für die Touristenmassen und deren Verhalten. Aber auch Einheimischen ist dieses Gefühl sehr vertraut. Die junge Ruderin und Venedig-Aktivistin Elena Almansi etwa gesteht: „Der Rüpel-Tourismus ist vielleicht das größte Ärgernis der Venezianer: Flaschen und anderer Müll am Morgen vor der Haustür finden, nicht über eine Brücke gehen können, weil dort essende Menschen die Stufen besetzen, keinen Schlaf finden, weil die Betrunknen, die in Gruppen ihrem Ziel ent-



Der Markusplatz in Venedig ohne Touristen.

FOTO: MICHAEL ERNST

gegertorkeln, so laut schreien – das sind nur einige Beispiele.“

Es ist vor allem die gewaltige Respektlosigkeit, an der sich Gäste ebenso stoßen wie Elena Almansi. Mit venezianischem Humor und Hintersinn erwägt sie daher, einen Touristen-Test zu etablieren. Wer nicht besteht, bekommt Besuchsverbot. Möglicherweise eine bessere Idee als die demnächst anstehende „Eintrittsgebühr“?

Unabhängig davon will der Handwerker Saverio Pastor die Zahl der Besucher auf höchstens 50 000 begrenzen und parallel dazu die Einwohnerschaft gern wieder auf 75 000 anheben. Für ihn, der seit seinem 16. Lebensjahr Ruder und Rudergeräten in traditioneller Handwerkstechnik herstellt, habe seine Geburtsstadt noch bis etwa 1990

einen „idealen Ort“ abgegeben, „wo es sich in vollkommener Harmonie mit Stadt, Einwohnern und der Lagune leben und arbeiten ließ“. Doch seitdem vermisst er das soziale Gefüge der Stadt, „die strengen Gebote des alten Brauchtums“. Auch Pastors Kollege Paolo Brandolisio beklagt eine „Rückentwicklung“ der Stadt, in der er aufgewachsen ist und die seiner Meinung nach einer „Erneuerung“ bedürfe. Venedig solle wieder eine lebendige Stadt werden und nicht immer mehr zum Museum verkommen, meint er und träumt „von einem Venedig, das einfach mehr Venedig ist“; bekennt aber zugleich, nach vierzig politisch ergebnislosen Jahren, „ich habe das Gefühl, dass es auch nie passieren wird“. Der Autor und Regisseur Gianni de Luigi ver-

fasst gar eine Liebeserklärung an seine Stadt, die er des Geldes wegen in die Prostitution gezwungen und dennoch von Giudecca aus „in deiner ganzen Horizontalität auf einem Sofa aus Wasser liegen“ sieht. Seine Wahrnehmung, „Millionen Touristen wuselten wie Spermien durch dein Inneres“, muss er – zumal mit dem Bezug zu Apollinaries Zitat vom „weiblichen Schoß Europas“ – als zutiefst beleidigend empfunden haben.

Dieser schwergewichtige Bildband im Großformat besticht mit magischem Licht getauchten Fotografien, die erst einmal unwirklich kunstfarbene Eindrücke vermitteln und gleich darauf die Leere von Venedig in den Zeiten unserer Pest offenbaren. „Dimore Veneziane“ ist ein Sehnsuchtsbuch über einen

Sehnsuchtsort und dessen Häuser. Elena Almansi hegt immer noch Hoffnung: „Wenn sich nur endlich die Erkenntnis durchsetzen würde, dass Venedig keine Stadt ist, die man immer weiter melken kann, um Gewinne herauszuziehen, sondern eine lebendige Stadt mit einem noch aktiven und widerstandsfähigen Gefüge, könnte die Lage gerettet werden. Noch ist es nicht zu spät.“

Werner Pawlok: **Dimore Veneziane. Die Kunst, Venedig zu leben**. Verlag Frederick & Thaler, 320 S., 98 Euro



Werner Pawlok: **Dimore Veneziane. Die Kunst, Venedig zu leben**. Verlag Frederick & Thaler, 320 S., 98 Euro

## Familiensaga, Liebesstory und Krimi

Laila Lalami Roman „Die Anderen“

Von Beate Baum

Laila Lalami wird das Gefühl kennen, nicht wirklich dazugehören, anders zu sein. Hinter ihrem Rücken „Kameltreiber“ zu hören und wegen eines marokkanischen Pausensnacks in der Schule gehänselt zu werden. Vielleicht auch den Wunsch der Eltern, durch die Kinder eigene Auswanderer-Träume wahr werden zu lassen. Die Hetze streng gläubiger Muslims, wenn junge Mädchen sich ihrer Meinung nach falsch benehmen. Die Journalistin und Schriftstellerin Lalami ist gebürtige Marokkanerin – wie die Hauptfigur Nora in ihrem Roman „Die Anderen“. Ein Roman, der Familiensaga, Liebesgeschichte und Krimi in einem ist. Der von Anpassungswünschen und Rassismus erzählt. Und auf allen Ebenen überzeugt.

Driss Guerraroui und seine Frau Maryam flohen vor vielen Jahren aus Marokko und verfolgten ihren eigenen amerikanischen Traum am Rand der kalifornischen Joshua-Wüste. Zunächst in einem Donut-Shop, dann mit eigenem Diner. Die beiden Töchter, Salma und Nora, sollen es besser haben als sie, deshalb legen sie großen Wert auf Bildung – und darauf, dass die beiden auch die richtigen Berufe ergreifen. So will zumindest Mutter Maryam es nicht begreifen, dass Nora ihr Medizinstudium abbricht und Musik studiert, Jazz-Komponistin wird. Nicht heiratet, keine Kinder bekommt.

Nora erreicht die Nachricht vom gewaltsamen Tod des Vaters mitten in ihrem eigenen, schwierigen und schönen Leben als Musikerin in Oakland an der San Francisco-Bucht. Jemand hat Driss in der Nacht angefahren, er starb noch auf der Straße vor seinem Diner. Damit wird Nora wieder in die Welt ihrer Familie hineingezogen, die sich in der Folge aus vielen Perspektiven aufklärt.

Dass auch der tote Driss selbst erzählt, von der Zeit in Marokko und den Anfängen in Kalifornien, wirkt auf den ersten Blick etwas schief, funktioniert aber. So sieht man den Freigeist, der mit Religion und starren Konventionen nichts am Hut hat, ebenso deutlich wie seine Frau, die sich in der Fremde umso stärker an diesen Dingen orientiert. Salma, die Zahnärztin mit dem perfekten Mann und zwei wohlgerateten Kindern, erleben wir als doch nicht so glücklich, wie ihre Mutter denkt. Und Nora? Sie begegnet einem Mann wieder, mit dem sie vor Jahren zur Schule ging und in einer Jazzband spielte: Jeremy ist bei der Polizei gelandet und bearbeitet gemeinsam mit der Schwarzen Olivia Coleman den Tod Driss Guerrarouis.

Alle Einwohner des kleinen Wüstenortes werden mit und in ihrer Geschichte sichtbar, und noch für die unsympathischsten Figuren entwickelt man als Leserin ein Grundverständnis, denn alle sind sie in so vielen Facetten gezeichnet, so lebensecht und nachvollziehbar, als habe man es mit den eigenen Nachbarn zu tun.

Laila Lalami war bereits Finalistin im Pulitzer-Wettbewerb, „Die Anderen“ stand in den USA auf der Shortlist des National Book Awards. Absolut zu Recht. Wer in das US-amerikanische Leben derjenigen eintauchen will, die nicht in dem Land geboren wurden, der kommt an diesem Buch nicht vorbei. Aber auch wer Unterhaltung auf höchstem Niveau will, dem sei „Die Anderen“ unbedingt ans Herz gelegt.



Laila Lalami: **Die Anderen**. Deutsch von Michaela Grabinger. Kein & Aber, 432 S., 24 Euro

## Einblicke in Gedankenwelten eines Dichtersfürsten

Eine Studie widmet sich Fassade und Bildprogramm des Goethehauses am Frauenplan in Weimar.

Von Christian Ruf

Es gibt bekanntlich keinen verlässlicheren Gradmesser für das Altern als die Stufen einer Treppe. Aber es existieren Häuser, da haben Treppen noch eine ganz andere Funktion, als Menschen von A nach B bzw. in ein anderes Stockwerk zu bringen. So sind die Stufen der großen Treppe in der Würzburger Residenz ungewöhnlich tief, was zu gemächlichem Rhythmus zwingt. Bald richtet sich der Blick ganz von selbst auf das mit fast 700 Quadratmetern größte zusammenhängende Decken-Fresko der Welt. Giovanni Battista Tiepolo hat dort die ganze Welt dargestellt, wie sie Mitte des 18. Jahrhunderts bekannt war.

Auch das Treppenhaus im Goethehaus in Weimar erzählt von einer Epoche und ist geradezu Stein gewordene Philosophie. Sofort nach dem Goethe im Frühjahr 1792 das Haus am Frauenplan übernommen hatte, ordnete er den Umbau des Treppenhauses an, wobei er sogar Entwurfskizzen beisteuerte. Das Treppenhaus sollte einen römischen Charakter haben und die Erfahrung seiner Italienreise widerspiegeln. Goethe war lange sehr zufrieden, erst viel später räumte er gegenüber Eckermann ein: „So brachte ich aus Italien den Begriff der schönen Treppen zurück, und dadurch habe ich offenbar mein Haus verdorben, indem dadurch die Zimmer alle kleiner ausgefallen sind als sie hätten sollen.“

Weil Goethe – erst als Mieter, nach entsprechender Schenkung durch Herzog Carl August ab 1807 auch definitiv als Eigentümer – fast fünf Jahrzehnte am Weimarer Frauenplan wohnte, ist das „Goethehaus“ das Herzstück im Pilgerort der deutschen Klassik. Seine verschlüsselte Bildsprache aber war bis heute weitgehend unbekannt. Nun zeigt Christian Hecht in einem Buch auf, wo Goethe das Gebäude mit ikonografisch bedeutsam aufeinander bezogenen Bildwerken ausstattete, die das barocke Bürgerhaus zum klassizistischen „Dichtershaus“ machten. Das Werk, mit dem Hecht eine Kunstgeschichte des Goetheschen bieten will, erschließt mit grundlegenden Analysen die

subtilen Bildprogramme der Repräsentationsräume. Es geht explizit um die Räume, die Goethe seinen Gästen öffnete, „nur diese sind in einer Weise gestaltet, die es erlauben, sie als Kunstwerke Goethes zu deuten“.

So vermittelt der Autor, dass mit der Darstellung von Thron und Adler die Ikonographie im Treppenhaus an traditionelle Vorbilder anschließt, „weshalb einigermaßen vorgebildete Besucher den Bezug auf den regierenden Fürsten mit Sicherheit erkennen konnten“. Das Bildprogramm beruhte, so Hecht, „nicht auf barocken Vorbildern, sondern auf Goethes persönlicher Gedankenwelt“, in der der Herzog Carl August als „Jupiter“ präsent

war. Apartes Detail in diesem Kontext: In seinem Tagebuch benutzte Goethe regelmäßig das astronomische Kürzel – ♃ – für Jupiter – statt „Carl August“ oder „Herzog“ zu schreiben.

Wie vermittelt wird, wollte Goethe 1802 die äußere Fassade seines Hauses völlig umgestalten, auch um die Diskrepanz zwischen innen und außen aufzuheben. Der nach Goethes Vorgaben vom aus Stuttgart geholten Architekten Nikolaus Friedrich Thourer erstellte Fassadenentwurf ist das Ergebnis der jahrelangen Beschäftigung Goethes mit antiker, speziell mit römischer Baukunst, konstatiert Hecht. Aber die Kosten schreckten den Dichter, der kurzzeitig auch noch ernstlich erkrankte, denn doch ab. Er baute die neue Fassade nicht. Doch der Stuckateur und Malermeister Johann Christian Benjamin Lämmerhirt errichtete wenige Jahre später an der Esplanade (heute Schillerstraße) ein Wohnhaus, das auf der Goetheschen Planung beruht.

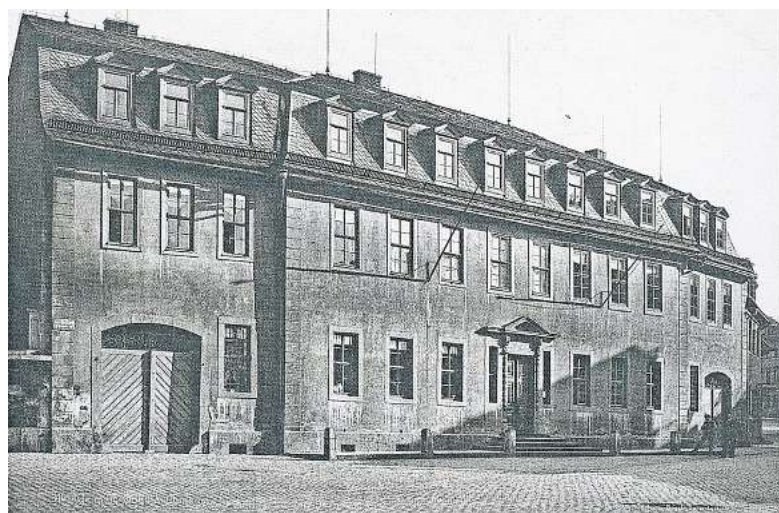
Thematisch mag das sehr informative Buch Hechts sehr speziell sein, aber es kommen nicht nur all jene Goethe-Verehrer auf ihre Kosten, die ihrem Wissen zur Weimarer Klassik noch eine besondere Note hinzufügen wollen.

Christian Hecht: **Goethes Haus am Weimarer Frauenplan. Fassade und Bildprogramme**. Hirmer Verlag, 220 Seiten, 130 Abbildungen, 30 Euro



Das Treppenhaus anno 1915.

FOTOS (3): AUS „GOETHES HAUS“



1895 veröffentlichte Postkarte des Darmstädter Verlags Zedler und Vogel mit einer Ansicht des Weimarer Goethehaus-Museums.



Das Büstenzimmer hat ausgesprochen viel originale Substanz bewahrt.